

---

# Evangelisch-Lutherische Bekenntnisgemeinschaft Sachsens e.V.

---

## Rundbrief zu Ostern AD 2023

### Evangelisch-Lutherische Bekenntnisgemeinschaft Sachsens e.V.

Bank für Kirche und Diakonie eG (KD-Bank), Dresden; IBAN: DE24 3506 0190 1602 7000 18

Vorsitzender: Pfr. i.R. Karsten Klippahn, Pfarrgasse 4, 01067 Dresden, Tel. 0351/48183293

Stellv. Vorsitzender: Dr. Jörg Michel, Markt 4, 09217 Burgstädt, Tel. 0162 6627 966



[www.bekenntnisgemeinschaft.de](http://www.bekenntnisgemeinschaft.de)



## Andacht

**„Der HERR ist auferstanden, ER ist wahrhaftig auferstanden!“**

Mit diesem österlichen Gruß möchte ich Sie und Euch, liebe Schwestern und Brüder, herzlich grüßen. Ich selbst bin noch ganz erfüllt von dem **Ermutungstag am 18. März in der Lutherkirche Chemnitz** und von unserer Frühjahrstagung in Dresden.

Der Ermutungstag stand unter dem Thema **„Berufen – Wozu? Den Weg meines Lebens finden!“** Etwa 100 Schwestern und Brüder waren zusammen gekommen und hörten am Vormittag die **Bibelarbeit von Johannes Berthold, die wir in diesem Rundbrief veröffentlichen**. Nach Zeugnissen, Gesprächsgruppen und Mittagspause war dann am Nachmittag ein **Sakramentsgottesdienst** mit unserem Landesbischof Tobias Bilz und unserem ehemaligen Landesbischof Dr. Carsten Rentzing. Ich meine, dass von diesem Tag eine starke Ermutung zum Hören auf Gottes Plan mit uns und zum Dienen im Reich Gottes ausgegangen ist, sowohl für unsere Aufgaben in Familie und Beruf als auch für unsere Dienste in Kirche, Gemeinde und öffentlichem Leben. Gott sei Lob und Dank!

Unsere **Frühjahrstagung (31. März – 1. April 2023)** wurde von etwa 15 Schwestern und Brüdern besucht. Gott hat uns auch in dieser kleineren Runde eine gesegnete Zeit geschenkt: Zunächst in der Mitgliederversammlung mit dem Rechenschaftsbericht, Anregungen für unseren weiteren Weg als Bekenntnisgemeinschaft und mit der Wahl eines neuen Rechnungsprüfers. Dazu hat sich unser Mitglied Ralf Goldhahn aus Limbach-Oberfrohna OT Rußdorf wählen lassen. Ich möchte ihm an dieser Stelle dafür noch einmal danken und Gottes Segen für diesen wichtigen Dienst erbitten. Zum Thema **„Die Angst als lähmendes Phänomen in unserer Zeit“** sprach Dieter Leicht, therapeutischer Seelsorger, Ehe- und Familienberater aus Oelsnitz/Vogtl. Wie froh und dankbar können wir sein, dass wir wissen: Der dreieinige Gott sitzt im Regiment und regiert! ER ist der stärkste Halt in den Ängsten, die uns durch die verschiedensten politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Herausforderungen in Unruhe



versetzen können. Unser Herr Jesus Christus hat den Sieg über den Tod und alles Böse errungen und gibt uns damit Hoffnung und Zuversicht – bis hin zur Vollendung dieser Welt.

**„Jesus Christus – unsere lebendige Hoffnung“** – unter diesem Motto soll die **Bibel- und Wanderrüstzeit** im Herbst stehen. Sie ist für

**Sonntag, 24. September, bis Freitag, 29. September 2023**

im **Rüstzeitheim „Reimer Mager“ in Rosenthal/Sächs. Schweiz** geplant. Alle Einzelheiten dazu entnehmen Sie bitte dem **beiliegenden Flyer**. Bitte melden Sie sich selbst an und werben Sie kräftig mit für diese Woche!

Und nun wünsche ich Ihnen und Ihren Familien und Gemeinden eine reich gesegnete österliche Zeit der Freude mit dem mutigen „Dennoch“ des Glaubens (Psalm 73, 23ff.)

*Ihr Karsten Klippfahn, Pfarrer i.R. und Vorsitzender*

Dresden, in der Osterwoche 2023

**Berufen wozu? - Den Weg meines Lebens finden**  
**Ermutigungstag SBI, 18. März 2023, Chemnitz Lutherkirche**

Liebe Schwestern und Brüder,

da das Thema persönlich formuliert ist - „den Weg *meines* Lebens finden“ – beginne ich auch einmal persönlich.

Gestern haben meine Frau und ich ein Weihnachtsgeschenk unserer Kinder eingelöst. Wir waren in der Zwickauer Stadthalle bei Max Raabe. Dieser „Raabe“ ist alles andere als ein krächzender Rabe; deshalb wird er ja auch mit zwei „a“ geschrieben. Ausschlaggebend für seine wundervolle Stimme ist aber nicht diese Schreibweise, sondern – so habe ich gelesen – der Kinderchor seiner Kirchgemeinde, in dem er kräftig mitgesungen hat und auch entdeckt wurde. Hier bestätigt sich wieder einmal die vielfältige Erfahrung, dass die Gemeinde der exzellente Ort ist, wo Begabungen entdeckt und zu Berufungen werden können, die manche sogar bis in die größten Konzertsäle der Welt führen.



Bei mir selbst war es nicht zuerst die Gemeinde, sondern die Familie. Auch ich war Kurrendesänger, doch gab es da nicht viel zu entdecken. Statt dessen sammelte ich schon als Fünfjähriger meine eigene Hausgemeinde, bestehend aus meinen Eltern und den fünf älteren Schwestern - eine willige und vielleicht auch gelangweilte Zuhörerschaft, denn ich hielt immer dieselbe Predigt über denselben Text, nämlich den wunderbaren Fischzug des Petrus und dessen Berufung, die dann auch irgendwie meine Berufung wurde. Daran hatten ganz sicher auch meine Eltern mit ihrem gelebten Glauben einen ganz großen Anteil. Sie haben mir Christus lieb gemacht, und das war zu Zeiten des scharfen Ostwindes in der DDR nichts Sentimentales, sondern Fundamentales. Von den Eltern habe ich aber nicht nur die Liebe zu Christus, sondern auch die Liebe zur Gemeinde gelernt, der es in unserem Heimatort nicht besonders gut ging. Auf sie trafen die Worte des Genfer Reformators Johannes Calvin zu, der einmal die Kirche mit einem kranken oder gar toten Mann verglich. Doch verzweifeln wollte er darüber nicht, sagte er dann im Blick auf die Auferweckung des Lazarus. Denn auf einmal richtet der Herr die Seinigen auf, wie wenn er Tote aus dem Grab erweckt. Das geschehe jeden Tag unter vielen Wundern. Und er hält fest: *„Das Leben der Kirche ist nicht ohne Auferstehung, noch mehr: nicht ohne viele Auferstehungen.“*

Das ist für mich gleich zu Beginn dieses Ermutigungstages der größte Ermutigungssatz, den ich auch im Laufe dieser Bibelarbeit nicht mehr steigern kann. Er macht die Kirche aus einer Körperschaft *öffentlichen* Rechts zu einer Körperschaft *österlichen* Rechts, auch wenn sich manchmal der Karsamstag sehr lange hinziehen mag.

### 1. Beruf und Berufung

Auf der Suche nach einem Text oder Textbezügen habe ich dann nicht zum Fischzug des Petrus gegriffen. Ich habe mich vielmehr durch die Bibel geblättert und gleich auf ihren ersten Seiten festgestellt, dass dort viele Berufe genannt werden, aber allesamt normale, weltliche Berufe und keine kirchlichen. Das bestätigt die saloppe Redewendung, die mir einmal begegnete: *Lern erst einmal einen ordentlichen Beruf, Pfarrer kannst du immer noch werden.*



Wir begegnen *Kain*, dem Ackerbauer und *Abel*, dem Viehzüchter. *Tubal*, dem Stammvater aller Erz- und Eisenschmiede; und *Noah*, der als erster Wein herstellte, der nach Ps 104 des Menschen Herz erfreut. Und den Leuten von Babel in ihren Ziegeleien und ihren Architekten und Handwerkern. Und nicht zu vergessen *Jubal*, dem Vater aller Zither- und Flötenspieler. Vielleicht meinte er wie Nietzsche, dass das Leben ohne Musik ein Irrtum wäre.

Für Martin Luther war die Nennung dieser Berufe nicht nur eine Randnotiz. Sie erinnerte ihn vielmehr daran, dass Gott *selbst* berufstätig war. Gott sei ein *Schneider* gewesen, sagt er, habe er doch Adam und Eva Felle genäht; ein *Gärtner*, habe er doch viele Bäume gepflanzt; ein *Koch*, bereite er doch allen Vögeln unter dem Himmel täglich reichlich Mahlzeit.

Damit begründet er als erster so etwas wie eine Berufsethik. Zu seinen Zeiten galt der weltliche Beruf nichts. So richtig gottwohlgefällig war man erst, wenn man bei der Kirche arbeitete. Die Mönchskutte galt ja fast wie eine zweite Taufe. Nun aber wird auch der weltliche Beruf gewürdigt, wenn es überhaupt in Gottes Welt etwas „Weltliches“ gibt, was nichts mit Ihm zu tun hätte. Für Luther wurde deshalb der *Berufsalltag* und natürlich auch der *Familienalltag* zur Berufung, ja zum Gottesdienst und zugleich zum Nächstendienst.

Viele kennen die kleine Geschichte. Als man das Münster zu Freiburg baute, wurden drei beteiligte Steinmetze nach ihrer Arbeit gefragt. Auf die Frage „Was machst du da?“ antwortete der Erste, der Quader für die Mauern der Wand zurechthauete: „Ich haue Steine.“ Ein anderer mühte sich damit ab, Blöcke für eine kleine Säule an der Tür rund zu schlagen. Auch ihn fragte man: „Was machst du da?“ Seine Antwort: „Ich verdiene Geld für meine Familie.“ Ein Dritter schließlich bückte sich über das Ornament einer Kreuzblume für den Fensterbogen. Auch ihm wurde die Frage gestellt: „Was machst du da?“, woraufhin er antwortete: „Ich baue am Dom.“

Berufen – wozu? Luther würde sagen: Wir dienen Gott zunächst erst einmal in unseren ganz normalen Berufen. In ihnen arbeiten wir mit am Dom seiner Schöpfung; aber auch am Dom seines Reiches, um das wir täglich beten. Dort, wo wir leben und arbeiten, soll Gottes Wille geschehen und sein Name geheiligt werden, und sollen wir einander die Schuld vergeben. Dort, wo wir leben und arbeiten, ist auch der Ort unserer Gottes- und Nächstenliebe.



Dieses letzte Stichwort leitet über zu einem tiefer liegenden Gedanken. Es gibt eine Berufung – tiefer noch als unsere Berufe. Ich nenne sie unsere *Grundberufung*. Um sie zu finden, müssen wir nicht einmal in der Bibel blättern - wir finden sie gleich auf der ersten Seite. Ich meine die Aussage: *Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde.* (1. Mose 1,27) Das ist ein atemberaubender Satz. Nie ist Größeres vom Menschen gedacht und gesagt worden. Gott und Mensch werden hier aufs Engste miteinander verbunden, auch in ihrem Geheimnis verbunden, so dass wir uns nicht wundern sollten, wenn wir uns oft selbst zur Frage werden. Der Philosoph Martin Heidegger meinte ja: „*Keine Zeit hat so viel und so Mannigfaltiges vom Menschen gewusst wie die heutige. Aber auch keine Zeit wusste weniger, was der Mensch sei als die heutige.*“

Aber vielleicht sollte man es auch nicht zu kompliziert machen. Wilfried Härle meinte, wir sollten zum Verständnis von 1. Mose 1,27 nach dem *innersten* Wesen Gottes fragen, und das sei seine Liebe. „*Gott ist Liebe...*“ heißt es in 1. Joh. 4,16. Und so sagt Wilfried Härle weiter, Gottebenbildlichkeit sei „*die dem Menschen zugesagte, zgedachte und zugemutete Bestimmung zur Liebe.*“

Unsere Grundberufung ist also die Bestimmung zur Liebe. Deshalb sucht Gott nach Menschen, die diese Berufung leben und darin sein Wesen und seinen Willen widerspiegeln.

Und das fällt auf. So etwa bei den frühen Christen in Samosata. Dort schrieb der heidnische Schriftsteller Lucian im Jahre 170 n.Chr. über sie: "*Ihr Meister hat ihnen befohlen sich zu lieben - und sie tun es auch!*" Er meinte es eigentlich spöttisch – etwa so: Wie dumm muss man da sein. Wer kann es sich denn leisten, in dieser Welt nicht zuerst an sich zu denken, sondern an andere. Doch sein Spott gereicht den Christen zum Lob bis heute. Sie lebten Gottes Berufung in dieser Welt. Sie setzten den Weg fort, den Jesus gegangen ist und der in damaligen Zeiten der römischen Christenverfolgung und an vielen Orten weltweit auch heute ein Kreuzweg ist.

Und in der Tat: Man ziehe die Liebe ab – egal woran man denken möchte - und es wird kalt auf dieser Erde, wie es einer durchdeklinierte: *Besitz ohne Liebe macht geizig. Ehre ohne Liebe macht hochmütig. Freundlichkeit ohne Liebe macht heuchlerisch. Glaube ohne Liebe macht fanatisch. Klugheit ohne Liebe*



*macht raffiniert. Wissen ohne Liebe macht rechthaberisch. Wahrheit ohne Liebe macht hart.*

Doch gilt auch - gleich woran man denkt: Wenn etwas von der Liebe berührt wird, wird es verwandelt wie in einem neuen Frühling.

## 2. „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“

Nun komme ich zu einem Text, der für mich der Typus aller Berufungen zu sein scheint - die Berufung Abrahams in 1. Mose 12, 1-4a. Wir verstehen sie am besten im Vergleich mit der Turmbaugeschichte in 1. Mose 11,1-9, an die er anschließt.

Im Grunde hatten die Leute von Babel dasselbe Thema wie wir. Auch sie kamen zu einem Ermutigungstag zusammen und suchten nach Perspektiven. Hören wir in ihr Gespräch hinein.

Die einen sagten: Wir haben *Angst*, Angst einander zu verlieren, in dieser weiten und kalten Welt. Wir haben Angst vor der Einsamkeit, in der wir stürzen und fallen könnten. Lasst uns deshalb eine *Stadt* bauen, damit wir beieinander bleiben.

Und andere sagen: Ihr habt Angst, euch zu verlieren? Aber haben wir uns denn überhaupt schon gefunden? Wer sind wir denn schon? Wer kennt uns denn und fragt nach uns? Lasst uns nicht nur eine Stadt bauen, sondern etwas ganz Großes darin, damit wir uns einen Namen machen und uns selbst finden. Lasst uns einen **Turm** bauen – bis an den Himmel so hoch.

Ein Ruck geht durch die Menge, der sich sprachlich in dem einen sich steigernden „*Wohlauf...*“ ausdrückt. Die Leute von Babel haben ihre Berufung gefunden!

Und sie bauen eine Stadt, um sich nicht zu verlieren, und einen Turm, um sich zu finden. Dass der Turm „*bis an den Himmel*“ reichen soll, zeigt aber jetzt schon, dass die Suche nach sich selbst nie enden wird: nie werden sie zufrieden sein, nie Ruhe finden für ihre Seelen. Denn das Selbst des Menschen ist unersättlich. Deshalb wird die Suche nach sich selbst irgendwann zur Selbstsucht, die alles an sich zieht wie ein schwarzes Loch – selbst das Schönste unter dem Himmel, die Liebe, wie Hansgeorg Stengel dichtet:



*Sie liebten sich. Der Satz ist nicht gelogen. Sie liebten sich. Das war nicht Schall und Rauch. Sie liebten sich. Der Schein hat nicht getrogen. Sie liebten sich. Er sich. Und sie sich auch.*

Und so werden sie zerstreut, ja, zerstreuen sich selbst in ihrer seltsamen Mischung aus Angst und Selbstsucht - wie Schafe, die keinen Hirten haben. Es ist die Einsamkeit des mit sich selbst beschäftigten Herzens, die sie immer weiter entfernt von ihrer Grundberufung - nämlich „*die dem Menschen zugesagte, zugedachte und zugemutete Bestimmung zur Liebe*“ zu sein.

Die Berufung Abraham ist dazu ein genaues Kontrastprogramm. Abraham soll loslassen. „*Geh für dich ...*“ heißt es. Weg von deinem Vaterland, deinen Freunden, deiner Familie. Er soll genau das tun, wovor die Leute von Babel Angst haben. Gott tritt damit in Abrams Leben als Zumutung. Denn *ein Mensch ohne Vaterland ist heimatlos. Ein Mensch ohne Freunde ist einsam. Ein Mensch ohne Familie ist ungeborgen.* Doch ist es die Zumutung einer großen Liebe. Er soll loslassen aus Liebe zu Gott, der ihn heraufrufen will aus jener zerstörerischen Selbstsucht und wieder einsetzen will in seine ursprüngliche Berufung.

Und es ist eine Liebe, die das, was sie fordert, auch selbst gibt. In diesem Zusammenhang des Lassens lese ich auch die abgründige Geschichte von der Opferung Isaaks. Da soll Abraham sogar seinen Sohn loslassen – Isaak, sein „Ein und Alles“. Mit Isaak soll Abraham ja nicht nur etwas, sondern sich selbst verlassen – sich verlassen auf Gott. Er soll ausziehen aus sich selbst. Mit diesen Worten hatte der Kirchenvater Augustin einmal seine Bekehrung beschrieben: „*Und ich sagte: Jetzt fang ich an!, da ich auch aus mir selber auszog. Hier ist keine Gefahr mehr, denn in mir selber zurückzubleiben, das war die Gefahr.*“

Und noch einmal: Gott fordert nichts, was er nicht selbst gibt. Immer zieht Gott aus sich selbst aus – verschenkt sich in Liebe. Schon als er die Welt erschuf. Aber auch als er Mensch wird in seinem Sohn. Und noch mehr, als er seinen Sohn gab zur Rettung der Welt. Mit dieser Begebenheit auf dem Berg Morija wird Abraham, so scheint mir, prophetisch in Gottes Liebe und Gottes Schmerz hineingezogen.

Diesen Weg des Lassens will Gott segnen. Denn wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und stirbt, bringt es viel Frucht. Über alle Maßen soll Abraham empfangen.



Ich umschreibe es einmal so: *Ich, dein Gott, will dir Stadt und Turm sein und deiner obdachlosen Seele ein Zuhause geben. Ich werde besser für dich sorgen, als du es je selbst kannst und dich mehr beschenken, als du je selbst verdienen kannst. Und an dir sollen die Menschen erkennen, dass niemand sich auf direktem Weg findet, sondern auf dem Umweg der Hingabe. Das ist das Geheimnis der Liebe. Denn wer dahingibt, der empfängt.*

Bedenken wir noch kurz drei Aspekte.

Zunächst. *„Ich will dir einen Namen machen!“* Der Name steht ja für unsere Identität, für unser Ich. Abrahams Name war ja zunächst *Abram*. Und das hieß *„mein Vater ist erhaben“*. Sinn seines Lebens sollte sein, seinen Vater zu ehren. Doch nun bekommt er einen neuen Namen. Und dies geschieht, so sagen die Rabbiner, indem Gott den Buchstaben „h“ aus seinem Namen Jahwe mit dem des Abram verbindet. So wird aus Abram - *„Abraham“*, der *„Vater vieler Völker“*. Der Bund ist also ein fröhlicher Wechsel: *Ich bin dein und du bist mein*.

Uns selbst wird nichts weniger gegeben, wenn wir auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft werden. Auch wir können uns keinen größeren Namen machen als zu hören: *Du bist mein geliebter Sohn! Du bist meine geliebte Tochter!* und die Erlaubnis zu empfangen, zu dem ewigen, geheimnisreichen Gott „Abba“ zu sagen.

Das Zweite: *Gott will Abraham zu einem großen Volk machen* - ihn, der selbst gar kein Kind hat! Die Unfruchtbarkeit dieses Paares bedeutet, dass Gott seine Verheißungen gewissermaßen aus dem Nichts erfüllt. Dort, wo nichts mehr zu hoffen ist, spricht er sein schöpferisches „Es werde!“ Immer soll Israel wissen, dass es sich einem Wunder verdankt, so wie sich auch das neue Volk Gottes allein dem Wunder der Auferstehung verdankt – besser: *„vieler Auferstehungen“*.

Schließlich hat die Verheißung noch eine dritte Dimension. *Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein... in dir sollen gesegnet sein alle Völker auf Erden*. Jetzt erst kommt die Berufung zu ihrem Ziel. Abraham wird nicht *gegen*, sondern *für* die Völker berufen. Abraham wird zum Segensträger, zu einer priesterlichen Existenz berufen, weil Gott seine zerstreute Menschheit jammert. Weil er sich nach ihr sehnt wie nach seinen verlorenen Söhnen und Töchtern. Im Grunde ist Abrahams Berufung Teilhabe an Gottes eigener Berufung, der immer ein Sehender und Suchender ist und wenn er gefunden hat, ein glücklicher Finder.



Als priesterlicher Mensch durchquert Abraham das Land wie in einer ersten Landnahme. Und wo er hinkommt, baut er Altäre und ruft den Namen des Herrn an. Priesterliche Menschen beten und segnen. Sie sehen nicht nur auf den eigenen Weg. Sie stellen ein Windlicht ins Fenster, das anderen den Weg weist. Bis heute lebt unsere Gesellschaft von priesterlichen Menschen, die für andere einstehen, auch in den Riss treten - wie Abraham im Beten und Ringen um Sodom und Gomorrha. Und Gott lässt mit sich handeln wie auf einen orientalischen Markt, ist dieses Ringen mit Abraham doch das Ringen seines eigenen Herzen, in dem - noch nicht bei Sodom und Gomorrha – aber später dann die Gnade über das Gericht siegt. Und er selbst den Kelch nimmt, den Kelch des bitteren Leides, uns aber reicht er den Kelch gefüllt mit Wein, dem Getränk der Freude und des Festes.

### 3. „Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende!“

Ich stelle noch einen weiteren Text in die Mitte: *„Als Jesus das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.“* Matthäus 9,35-38

Wieder hören wir von Menschen – geängstet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Wer ist es diesmal? Es sind nicht die Leute von Babel in ihrer Angst und Selbstsucht. Diesmal sind es die Kinder eben dieses Abraham! Diesmal ist es das Gottesvolk selbst, das die Thora kennt und die Verheißungen und den Bund. Und das im Gelobten Land lebt, wo Milch und Honig fließen. Warum sind sie geängstet und zerstreut?

Offenbar schmeckt nicht jeder Tag nach Milch und Honig, sondern manchmal auch nach Essig und Lebertran. Und offenbar fließen hier nicht nur Recht und Gerechtigkeit, sondern Unrecht und Gewalt. Auch im Gelobten Land können Herz hart werden – vielleicht sogar unter einem Übermaß an Gesetzeseifer, mit dem man ja auch sich selbst suchen und Türme bauen kann, um auf andere herabzuschauen. Auch hier gibt es gebrochene Biografien und schmerzliche Lebenswege. Und auch das Volk Gottes erlebt die Vergänglichkeit der Schöpfung, von der Paulus sagt, die ganze Schöpfung seufze und stöhne unter ihr.



*Als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben.*

Wer steht hier? Unter dem Volk sehe ich auch viele unserer Zeitgenossen, die der Ägypter Abdel Samad, als er nach Deutschland kam, einmal so beschrieb: Er habe wirklich freie Menschen im Land von Goethe und Nietzsche nur selten getroffen. „Niemand schien sich dafür zu interessieren, ob Gott nun tot ist oder nicht ... Die klügsten Köpfe Deutschlands befassten sich nicht mit dem Sinn, sondern mit den Kosten des Lebens ... Die Gesellschaft übte einen ungeheuren Zwang auf die Bürger aus: Kein Zwang der Gebote, sondern der Angebote.“

Mir scheint, mitten unter dem Volk stehen aber auch wir – Vertreter der Volkskirche, der das Volk wegläuft und die Mitarbeiter verliert. In der letzten Woche wurden die Austrittszahlen aus der evangelischen Kirche für das vergangene Jahr veröffentlicht. Sie lagen für 2022 bei 380.000. Das ist mehr als ein Sonderzug täglich mit 1000 Personen! Dazu kamen noch 365.000 verstorbene Mitglieder. Überall gab es große Schlagzeilen. Manche bangen schon um das Überleben des christlichen Glaubens. Dann wären wir die letzte Generation. Doch wüsste ich gleich gar nicht, woran ich mich kleben sollte - höchstens an den Trost, dass wir als Kirchen dennoch noch viel, viel mehr sind als die Mitglieder aller politischen Parteien in Deutschland zusammen.

Selbst Michael Herbst sagte neulich, viele christliche Gemeinden wirken wie „ausgelaugt und erschöpft“. Und er diagnostiziert bis in die eigenen Reihen hinein einen tiefen Glaubensverlust. Wenn das stimmt, dann haben wir nicht nur ein Absatzproblem, sondern auch ein Produktionsproblem – eine Verunsicherung in unserer innersten Berufung.

Wer steht hier? Nun, inmitten dieses geängsteten und zerstreuten Volkes stehe auch ich. Auch ich kenne die Angst und die Selbstsucht der Leute von Babel ebenso wie den Richtgeist der Pharisäer. Ich kenne die Selbstenttäuschungen, wenn ich mich frage, was wohl der 16jährige, der ich einmal war, über mich heute sagen würde. Ich kenne die Zerrissenheit zwischen Wollen und Vollbringen. Ich teile die Sorge um den Weg unserer Kirche und um den Frieden dieser Welt.

Und dann heißt es: *Als er das Volk sah, jammerte es ihn.* Es ist dasselbe Wort, das Jesus für das innere Erbarmen des Samariters verwendet. *Ein Samariter aber, der*



*auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm. (Lukas 10,33) Und ebenso finden wir es bei dem barmherzigen Vater, der seinen verlorenen Sohn sieht: Als der Sohn aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, und er lief und fiel ihm um den Hals und küsste ihn. (Lukas 15,20)* In all diesen Szenen ist die innerste Motivation das Erbarmen. Dieses übergroße Erbarmen Jesu - das ermutigt mich auch an diesem Ermutigungstag. Auch seine Tränen über Jerusalem. Auch seine Tränen am Grab von Lazarus, über die der Neutestamentler Hans-Joachim Eckstein schreibt: *„Nichts tröstet uns mehr als diese Tränen Jesu! Denn sein Weinen ist Grundlage unserer Zuversicht und Hoffnung, der Beweis seiner Liebe, die alles verändert. Wer sich ihm anvertraut, dessen Krankheit wird nicht zum Tode sein. Wer an ihn glaubt, mag wohl noch sterben, aber mit ihm als der Auferstehung und dem Leben wird er niemals mehr tot sein.“*

Und Jesus sucht Mitarbeiter, die sich von seinem Erbarmen anrühren lassen - doch nicht sofort. Zuvor bittet er: *Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.*

Im Gebet liegt das Eingeständnis menschlicher Bedürftigkeit, die Jesus mit uns teilt. Immer wieder zieht er sich zurück zum Gebet. Die Gewinnung und Begleitung von Mitarbeitern – ehrenamtlich oder hauptamtlich – bleibt eine sachliche Aufgabe, die wir mit Verstand und Kreativität ausüben müssen. Doch alles soll begleitet sein von dieser Bitte - vom Anfang bis zum Ende.

Gleich im Anschluss an dieses Gebet beruft Jesus die Zwölf, deren Namen wir kennen, bevollmächtigt sie und sendet sie. Bei Lichte besehen, denke ich: Die sind doch auch nicht anders als das Volk. Keiner von ihnen strotzt vor Glauben, keiner vor Bekennermut, keiner vor Selbstlosigkeit. Jeder denkt so ziemlich an sich zuerst, manche sogar an die beiden Stühle links und rechts neben Christi Thron. Und selbst der hochheilig gesprochene Treueschwur zählte in der Stunde der Anfechtung nichts mehr.

In der Tat: Was sind die Zwölf nur für eine bunte Truppe? Ulrich Luz sagt über sie: *„Der Glaube der Jünger ist bei Matthäus nicht eine über alle Zwiespältigkeit erhabene Gewissheit, sondern er lebt zwischen Vertrauen und Mutlosigkeit, zwischen Gewissheit und Zweifel.“*



Das geht bis in die große Berufung am Ende des Evangeliums hinein, der wir den Missionsauftrag verdanken: „*Gehet hin in alle Welt.*“ Da heißt es kurz zuvor: „*Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten.*“ (Matthäus 28,17) So wird in der Regel übersetzt, als gehe es um zwei Gruppen von Jüngern: Der eine Teil der Jünger fällt nieder und der andere Teil zweifelt. Von der Grammatik her aber sei es angemessener, sagt Ulrich Luz, dass es sich nicht um zwei Gruppen, sondern um ein und dieselbe Jüngergruppe handelt. Also - dieselben Jünger, die niederfallen, zweifeln zugleich! Dennoch erhalten sie den Auftrag! Trotz der Zweifel!

Denn sie sollen ja nicht sich selbst verkündigen, auch nicht ihre Befindlichkeit – weder ihren großen Glauben noch ihre großen Zweifel. Auch wir nicht. Wir sollen auch nicht die Kirche verkündigen, deren moralisches Versagen so offenkundig im Gegensatz steht zu ihren hohen Ansprüchen, dass es zum Schämen und Weinen ist.

Und dennoch sagte neulich Eckard von Hirschhausen auf einem Gesundheitskongress, „*die Kirche trage das Heilende in sich.*“ Ich kann es nur so verstehen, dass *das Heilende der Heilende* ist – Christus selbst, auf den es allein ankommt.

Auf ihn wollte auch Friedrich Wilhelm IV. hinweisen, als er für die Kuppel des Berliner Stadtschlosses bewusst zwei Worte aussuchte. Der erste Text stammt aus dem Mund des Petrus vor dem Hohen Rat, vor dem er sich verantworten musste: „*In keinem anderen ist das Heil, auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen gerettet werden.*“ Der zweite Text gehört zu den ältesten Liedern der Christenheit, das von dem Wunder erzählt, dass Christus noch ganz anders als Abraham aus sich selbst auszog und sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuz. Dieser arme Jesus von Nazareth, der noch im Sterben seinen Feinden vergibt, habe Gott erhöht. Und so steht an der Kuppel: „*Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes.*“

Unsere Kulturstaatsministerin Claudia Roth sieht in der Inschrift einen Dominanzanspruch, „*der einfach nur abschreckend wirkt*“. Nach allen Irrungen



und Wirrungen der Kirchengeschichte sind wir - Gott sei Dank - nicht mehr in der Lage, anderen Angst zu machen. Vielleicht kann gerade eine arme, äußerlich schwache Kirche besser von Christus als dem Heilenden reden, auch gegen alle Schrecken und Angst dieser Welt. Zumindest stehen alle Bezüge, die auf die Vollmacht Jesu hinweisen, in heilenden Zusammenhängen – sei es seine Vollmacht zur Verkündigung, sei es die Vollmacht zur Vergebung, sei es die Vollmacht, Kranke gesund zu machen.

In diesem Sinne sehe ich in der äußeren Transformation unserer Kirche auch die Chance, Christus ähnlicher zu werden. Denn liegt nicht genau darin unsere tiefste Berufung, die auch jedem persönlich gilt? Der angesehene englische Theologe John Stott sagte mal: *„Manchmal werde ich in einem Interview gefragt, ob ich in meinem Alter noch irgendwelche Ziele habe, die ich erreichen möchte. Ich antworte dann stets: ‚Ja, mein Ziel ist (und wird es sein, bis ich einmal sterbe), Christus ein wenig ähnlicher zu werden.‘“*

Diese Berufung gilt uns aber auch als Kirche in ihrem Ringen um den rechten Weg in unserer Zeit. Landesbischof Volker Kreß beschrieb das Dilemma der Volkskirche einmal mit folgenden Worten: *„Nach meinem Eindruck wird heute weithin in der evangelischen Kirche im deutschen Bereich davon gesprochen, dass es nötig ist, die Schwellen möglichst niedrig zu halten. Gemeint ist damit, den Leuten möglichst alles zu ersparen, was es ihnen schwierig oder sogar ärgerlich macht, in die Kirche im wahrsten Sinne des Wortes einzutreten.“* Glaube sei aber etwas anderes als religiöse Bedürfnisbefriedigung. Er greife gestaltend in das eigene Leben ein. *„Für die Zukunft der Kirche ist es eine entscheidende Frage, wie wir Menschen wirklich in die Nähe Christi und nicht nur in einen gewissen religiösen Umkreis bringen.“*

Ein klares und richtungsweisendes Wort! Und dazu braucht Christus Menschen, die – von seiner Barmherzigkeit berührt – selbst barmherzig geworden sind und seiner Berufung folgen. Das kann ganz unscheinbar geschehen, wie mir ein alter Moritzburger Diakon erzählte. Ein junger Mann habe sich vor Jahrzehnten am Diakonenhaus zur Ausbildung beworben. Er erzählte der Bewerbungskommission, dass er erst vor kurzem getauft worden sei. Neugierig geworden, fragte man ihn nach seinem früheren Leben. Es kam die Geschichte eines tief verletzten Menschen zu Tage, der - so lang er sich erinnern konnte -



nie wirklich angenommen wurde. Nicht im Elternhaus - der drohende Satz des Vaters: „Aus dir wird sowieso nichts“ war wie eine sich selbst erfüllende Prophetie. Auch später nicht in der Brigade, in der er als Maurerlehrling arbeitete. Überall blieb er der Außenseiter. Dann aber war seine Firma an einem Hausbau beteiligt. Dessen Eigentümer lud nach Fertigstellung zu einem Fest ein. Als das Fest beginnen sollte, blickte er in die Runde und sah alle - nur den jungen Mann nicht. „Ach, der sitzt in der Kneipe.“ Die Brigade hatte ihn eingeladen. „Ich bitte Sie herzlich, dass einer hingehet und ihn holt.“ Als Mitternacht alle gegangen waren, meinte der Hausbesitzer zu dem jungen Mann: „Sie sind eine Stunde später gekommen, dafür können sie gern noch etwas bleiben.“

Da saßen sie - das erste Mal, dass sich einer für ihn interessierte. So entstand eine Freundschaft. Eines Tages fragte der junge Mann: „Sie kennen mich nun, sie wissen alles von mir. Warum kümmern sie sich eigentlich um mich?“ Der andere sagte: „Mein Herr verachtet niemand.“ Auf diesen Herrn wurde er neugierig, auf dessen Namen wollte er getauft werden und diesem Herrn wollte er schließlich dienen.

So geschehen Berufungen – damals wie heute. Und jede ist wie eine kleine Auferstehung!

Prof. Johannes Berthold, Moritzburg